

Nachhaltig ist nicht pfleglich!

Wilhelm Stölb, 2013, überarbeitet 2021



Es mag ketzerisch klingen, aber wenn es ein forstliches Unwort des Jahres gäbe, würde ich „Nachhaltigkeit“ dazu wählen. Keine Veröffentlichung über den Wald und keine Veranstaltung gibt es, wo sich nicht Forstleute damit brüsten, nach dem Motto: schaut her, wir wissen schon seit 300 Jahren, was der Welt gut tut. Man klopft sich selbst auf die Schulter, während moderne Forstwirtschaft, auch und gerade in den Staatswäldern, von Kälte und Lieblosigkeit geprägt ist.

Nachhaltigkeit ist „die Zurückhaltung in der Ausbeutung, die die Ausbeutung (langfristig) optimiert“ sagt Günter Dobler in „Weltknäuel Mensch“. Es ist eine rechnerische Größe zu Holzvorrat und Nutzungsquote, die nichts über das Erscheinungsbild des Waldes aussagt. Mit FSC- oder PEFC-Siegel wird sie bestätigt, doch das Siegel erhalten Plantagen genauso.

Ohne Frage gibt es sehr viele Länder in der Welt, die ihre Wälder rücksichtslos abholzen und niederbrennen. Dort wäre das Nachhaltigkeitsprinzip ein riesiger Fortschritt. Aber hierzulande wird es seit zwei Jahrhunderten praktiziert, es ist sozusagen Allgemeingut. Und, das ist entscheidend, wir waren in den 80er Jahren schon einmal viel weiter: eine pflegliche, naturnahe Waldwirtschaft war angesagt, die auch und vor allem einen schönen Wald für die Bürger schaffen und pflegen wollte.

Heute geht es dagegen fast nur noch um Holzproduktion, Wirtschaftlichkeit und Ertrag. Um die damit verbundene Grobheit moderner Forstwirtschaft zu überspielen, zieht man sich auf das quantitative Minimalkriterium Nachhaltigkeit zurück. Diese in Inventuren nachweisbare Selbstverständlichkeit kommuniziert man nach außen, um eventuell auftretende befremdliche

Gefühle beim Betreten eines Waldes als völlig nebensächlich abzutun. Dabei ist unseren Wäldern die Betriebswirtschaft zunehmend ins Gesicht geschrieben: Forststraßen sind gerade in den Staatswäldern oft zu regelrechten „Waldautobahnen“ verbreitert worden, Nebenwege sind von schweren Maschinen zerfurcht und von Totästen bedeckt. Mindestens 15 %, manchmal sogar 20 % des Holzbodens wurden für Rückegassen geopfert: nachhaltig, für alle Zeiten! Dabei wurden alte Rückesysteme ignoriert, aufgelassen, wobei die dort gestörte Bodenstruktur dem oben genannten Holzbodenverlust eigentlich noch hinzugerechnet werden muss.

Auch und gerade in Jungbeständen nimmt diese Art von Wirtschaft plantagenartige Züge an, der Wald verliert sein Geheimnis, wird durchsichtig: maschinengerecht, wie die Feldflur. Kulturen werden mit Plastikköchern begründet und gleichen vielerorts Soldatenfriedhöfen. Die Eingriffsstärken bei Durchforstungen sind oft doppelt so stark wie früher. Das eindringende Licht lässt viele Böden mit Brombeere, Brennessel, Springkraut usw. verwildern.

Außerdem wurden die Umtriebszeiten drastisch gesenkt: Wie Mastschweine sollen die Bäume möglichst schnell in die „Zieldimension“ gebracht werden. Von 100 - 120 Jahren Umtrieb bei der Fichte ging man auf 70 - 80 Jahre zurück. Älter als 70 Jahre sollen auch weder Esche noch Ahorn werden und sogar Eiche und Buche werden im Schnellwuchsbetrieb gezogen. Alles ist zielorientiert: der Wald muss möglichst schnell Holz und Geld bringen, das Waldbild spielt keine Rolle. Erhabene Buchendome gibt es nicht mehr, viel zu früh werden sie verjüngt, bevor irgendein Gefühl aufkommen kann. Totholzkonzepte tragen der Ökologie Rechnung, aber die Anmutung, der Eindruck, das Empfinden des Betrachters sind nicht Thema.

Früher waren Forstleute einmal Naturfreunde. Sowohl in ihrem Selbstverständnis als auch im Bewusstsein der Bevölkerung waren sie Waldhüter, schützten vor allem den ideellen Wert des Waldes, seine Schönheit, die gerade den Deutschen am Herzen liegt. Heute sind sie Holzmanager. Als Betriebsleiter leben sie in Zahlengebäuden, Statistiken und Bilanzen, vom Wald sehen sie fast nichts mehr. Er ist nur ihr Wirtschaftsobjekt. Betrachtet man die Werbezeitschriften der Forstbetriebe, unterscheiden sie sich nicht mehr von den Propagandamagazinen von Industrie, Autobranche, Banken und Energieversorgern. Mit großformatigen Bildern wird der Wald instrumentalisiert, ebenso die Menschen, ohne dass sich in den Reihen der ehemaligen Waldhüter nennenswerter Widerstand formen würde. Man macht mit, funktioniert. Die meisten scheinen ihre innere Wertorientierung umgestellt zu haben: von der naturverbundenen, bisweilen durchaus exzentrischen grünen Randgruppe hinein ins effizient produzierende, Geld machende, aber von ideellen Werten kaum berührte Manager-Milieu.

Lichtblicke gibt es wenige. Auch der „naturgemäße Waldbau“, der unter anderem von den Umweltverbänden propagiert wird, arbeitet mit einem sehr dichten Erschließungsnetz bei „Zielstärkennutzung“. Auch hier bewegt man sich in der herkömmlichen Wertedualität Ökonomie und Ökologie, ohne wirklich den erlebenden Menschen zu sehen. Der dort ausschließlich angestrebte Dauerwald lässt beispielsweise keine Schlagflächen mehr zu, deren herzerfreuender Anblick mit Sonne, Licht und Weite aber gerade in größeren, geschlossenen Forsten für das Walderleben unentbehrlich ist. Der Maßstab für „naturgemäß“ ist allein die Natur; der Mensch mit seinem Empfinden kommt nicht vor.

Lediglich einige, meist städtische Kommunen versuchen ihre Wälder (noch) menschenfreundlich, also pfleglich zu bewirtschaften, weil sie sich direkt vor den erholungssuchenden Bürgern verantworten müssen. Und glücklicherweise gibt es einige Privatwaldbesitzer, die sich standhaft dem Werben der Offiziellen für Holzmobilisierung und Maschineneinsatz verweigern. Ich wünsche mir mehr von diesen. Und vielleicht merkt ja auch irgendwann der ein oder andere Forstmensch, in welchem Boot er sitzt, wer dieses steuert und wohin. Und er stellt sich die Frage ob die Gesellschaft nicht doch Außenseiter/innen braucht, für die die Liebe zum Wald Lebensinhalt ist und die andere Werte vertreten als nachhaltig Geld zu verdienen.

April 2013, Wilhelm Stölb